

Wenn es eine Analyse der empirisch feststellbaren Beziehungen zwischen dem Museumsbesuch und verschiedenen ökonomischen, sozialen und Bildungsmerkmalen der Besucher ermöglicht, die Gesamtheit der Faktoren zu erfassen, die den Besuch von Museen bestimmen oder begünstigen, das relative Gewicht jedes einzelnen von ihnen und die Struktur der Beziehungen, die sie verbindet (Erster Teil), dann läßt sich die Wirksamkeit dieser Faktoren nur durch die Genese und Struktur der Einstellungen gegenüber Kunstwerken erklären, die sich in der Häufigkeit von Museumsbesuchen ausdrückt (Zweiter Teil). Schließlich ist das System der Ursachen und Gründe, die den Museumsbesuch bedingen, einer generalisierenden Prüfung zu unterziehen, bei der die allgemeinen Bedingungen der Rezeption eines wissenschaftlichen Werks, eines Theaterstücks, Romans, Konzertes oder Bildes in Augenschein genommen werden (Dritter Teil).

Museumsbesuche sind – ausgesprochen markant zunehmend mit höherem Schulabschluß – nahezu ausschließlich eine Sache der gebildeten Klassen.<sup>1</sup> Der Anteil der verschiedenen sozioprofessionellen Gruppen bei den Besuchern französischer Museen steht in fast genau umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung. Wenn man weiß, daß der typische Besucher französischer Museen Abiturient ist (55 % der Besucher verfügen mindestens über die Hochschulreife), wird einen die Tatsache kaum erstaunen, daß die soziale Struktur des Museumspublikums sehr stark der Struktur der Studierenden an den französischen Hochschulen ähnelt: Landwirte stellen nur 1 % der Besucher französischer Kunstmuseen, Arbeiter 4 %, Handwerker und Kaufleute 5 %, einfache und mittlere Angestellte 23 % (davon sind 5 % Grundschullehrer), die höheren Klassen 45 %. Noch anschaulicher ist die Verteilung der Besucher entsprechend ihrer Bildungstitel: Nur 9 % der Besucher – zu drei Vierteln Schüler – verfügen über keinen Bildungsabschluß, 11 % haben einen Hauptschulabschluß, 17 % die

---

1 Weil sich alle in bezug auf das französische Museumspublikum geltenden Gesetze durch die Erhebungen in anderen europäischen Ländern bestätigt haben, kann jede ohne genauere Verweise oder nur am französischen Beispiel dargelegte Feststellung als verbindlich für alle untersuchten Länder vorausgesetzt werden. Um keine Berge von Zahlen aufzutürmen, wurden für die anderen europäischen Länder nur besonders bezeichnende Beispiele angeführt (in Anhang 5 finden sich die entsprechenden statistischen Grunddaten).

technische oder allgemeine Mittlere Reife, 31 % Abitur und 24 % mindestens einen Hochschulabschluß. Dies macht auch verständlich, daß der Anteil der Besucher, die Lateinunterricht hatten (ein sehr guter Hinweis auf die Zugehörigkeit zum gebildeten Milieu), 40 % beträgt, 4 % bei den unteren, 24 % bei den mittleren Klassen und 75 % bei den höheren Klassen.

Die Tatsache, daß sich Besucher aus den Mittelklassen von der Gesamtheit ihrer Gruppe durch ein leicht erhöhtes Bildungsniveau unterscheiden, hängt (wie die Kontrollerhebung gezeigt hat) zum einen damit zusammen, daß sie sich manchmal selbst ein höheres Bildungsniveau zuschreiben, als ihre Abschlüsse tatsächlich angeben, was sicher, wie viele andere Verhaltensweisen, ihren guten kulturellen Willen ausdrückt. Auf der anderen Seite kann der Bildungsabschluß nicht immer als einwandfreier Indikator für das Bildungsniveau gelten, weil er bestimmte erworbene Kenntnisse nicht mitberücksichtigt, etwa bei Personen, die ihre Bildung autodidaktisch vervollständigt haben (und in den Mittelklassen besonders zahlreich sind), oder jene, die mehrere Jahre studiert haben, ohne einen Abschluß zu machen. Deshalb ist das durch den Bildungsabschluß gemessene Bildungsniveau (zumindest auf dem Gebiet der kulturellen Praktiken und Attitüden) möglicherweise weniger aussagekräftig als das *kulturelle Aspirationsniveau*: Würde denn ein Besucher, der sich selbst auf dem Bildungsniveau eines Abiturienten verortet, obwohl er nur einen Hauptschulabschluß vorzuweisen oder die Schule nach der elften Klasse abgebrochen hat, tatsächlich ins Museum gehen, wenn er nicht das kulturelle Niveau für sich in Anspruch nähme, das ihn legitimierte, in Museen zu gehen? Wenn man weiß, daß der typische Besucher der Museen Abiturient ist, läßt sich dann nicht begründet vermuten, daß solche Präntentionen ihren Teil dazu beitragen, bei den Nicht-Abiturienten ein »Abiturientenverhalten« hervorzurufen?

Das Museumspublikum ist insgesamt verhältnismäßig jung. Der Anteil der Besucher im Alter zwischen 15 und 24 Jahren beläuft sich in Frankreich auf 37 % gegenüber 18 % bei der Gesamtbevölkerung. Diese Überrepräsentation ist besonders ausgeprägt in den unteren und mittleren Klassen (13 % der Besucher aus den unteren und mittleren Klassen gaben an, schon in ihrer Jugend mit Freunden das Museum für sich entdeckt zu haben). Das Durchschnittsalter der Besucher steigt dann mit der Höhe ihrer Position in der sozialen

Hierarchie kontinuierlich an. Dies scheint anzuzeigen, daß die Wirkung der Schulbildung um so nachhaltiger ausfällt, je höher das erreichte Ausbildungsniveau, also die Dauer der Ausbildung ist, daß Besucher mit längeren Ausbildungsphasen über größere Kompetenz verfügen, die durch den frühen und unmittelbaren Kontakt mit Kunstwerken erworben wurde (die wiederum, wie bekannt ist, in dem Maße zunimmt, in dem man sich in der sozialen Hierarchie nach oben bewegt), und daß ein günstiges kulturelles Umfeld diesen Effekt unterstützt. Angesichts der Tatsache, daß einerseits Schüler und Studenten 78 % der Besucher zwischen 15 und 24 Jahren ausmachen, während für die entsprechenden Altersgruppen der französischen Bevölkerung dieser Anteil nur 24,5 % beträgt, und daß andererseits, wenn man sie bei dieser am häufigsten noch in der Ausbildung befindlichen Altersgruppe herausnimmt, die Besuchsquote massiv (von 37 auf 16 %) abstürzt, um dann kontinuierlich bei den höheren Altersgruppen zurückzugehen (von 15 auf 10, 8 und 4 % bei den Besuchern zwischen 33 und 44 Jahren, 45 und 54 Jahren, 55 und 64 Jahren, schließlich derer im Alter über 64 Jahre), kann man sich fragen, ob diese Beziehung zwischen Alter und Besuchshäufigkeit nicht einfach den Effekt der schulischen Ausbildung wiedergibt. Auch bei den Beziehungen zwischen Besuchshäufigkeit und sozioprofessioneller Gruppe oder Wohnort stellt sich dieses Problem. Deshalb ist auf anderem Wege der jeweilige Einfluß der verschiedenen Merkmale zu bestimmen, die dem ersten Anschein nach auch mit der Besuchshäufigkeit in Beziehung zu stehen scheinen.

Will man dies klären, so liegt es hier nahe, die Anteile der verschiedenen Besuchergruppen an der Gesamtheit des Museumspublikums durch die Wahrscheinlichkeit zu ersetzen, mit der jedes Individuum während eines festgelegten Zeitraums ein Museum betritt, entsprechend der verschiedenen Merkmale, die es auszeichnen. Nachdem die potentielle Population eines Museums schlecht abzugrenzen oder (zumindest so gut wie) unbegrenzt ist, wird eine Evaluation der Gesamtpopulation der einzelnen Gruppen, auf die sich der Stichprobenumfang der Besucher jeder Gruppe beziehen muß, notwendig ungenau, allerdings um so weniger, je größer die gewählte räumliche und zeitliche Einheit ist: Während es unsinnig ist, die Zahl der Besucher des Museums von Lille der Bevölkerung von Lille zuzuordnen, so ist es doch nachvollziehbar, das Verhältnis zwischen der jährlichen Besucherzahl jeder Gruppe und ihrer Ge-

samtstärke zu berechnen, oder auch zwischen der Anzahl der Staatsangehörigen eines Landes, die dort ein Museum besucht haben, und der Gesamtbevölkerung dieses Landes, was dann zur Feststellung führt, daß sich der Kulturtourismus zwischen den verschiedenen Ländern in etwa ausgleicht.

Wenn jeder Besucher durch ein Bündel von Merkmalen definiert ist (sein Alter, seine Bildungsabschlüsse, seinen Beruf, was je mit A, B, C dargestellt wird), lassen sich demnach die Wahrscheinlichkeiten  $P(A_i, B_j, C_k)$  berechnen, also zum Beispiel die Wahrscheinlichkeit, daß sich eine Person des Alters  $A_i$  mit dem Bildungsabschluß  $B_j$  und dem Beruf  $C_k$  in ein Kunstmuseum begibt. Wenn allerdings die verschiedenen Variablen kovariieren und einen ganzen Komplex bilden, der anhand einer begrenzten Anzahl dieser Variablen erfaßt werden kann, steht man vor dem klassischen Problem der Kolinearität. Wenn  $P(A_i, B_j) = P(A_i, B_j, C_k)$ , oder anders gesagt, wenn Alter und Bildungsniveau bekannt sind, liefert der Beruf keine zusätzlichen Informationen mehr, er kann demnach als unabhängig von der Besuchshäufigkeit angesehen werden (ohne daß das Umgekehrte gelten würde, weil man mit dem an das Bildungsniveau gekoppelten Beruf auch eine Information über die Besuchshäufigkeit besitzt). Daraus läßt sich schließen, daß der Beruf keinen spezifischen Einfluß ausübt und seine Beziehung zur Häufigkeit eines Museumsbesuchs nur ein anderer Ausdruck für die Beziehung zwischen dem Bildungsniveau und der Besuchshäufigkeit ist.

Die statistischen Bedingungen setzen dieser Methode allerdings Grenzen: Weil die verschiedenen Merkmale kovariieren und die Größe der Stichprobe begrenzt ist, sind notwendig einige Gruppen nur schwach repräsentiert und nur wenige Wahrscheinlichkeiten von  $P_i, j, k \dots$  signifikant berechenbar. Wenn es also noch einfach ist, den Effekt von Alter, Geschlecht, Bildungsabschluß oder Beruf zu isolieren, so läßt sich der gleichzeitige Einfluß von Bildungsabschluß und Beruf oder Bildungsabschluß und Wohnort viel schwerer ermitteln, weil diese Merkmale sehr eng miteinander korrelieren.

Tatsächlich liefern, sobald das Bildungsniveau bekannt ist, Geschlecht oder Zugehörigkeit der Besucher zu einer sozioprofessionellen Gruppe meist kaum noch zusätzliche Informationen (Tab. 1).

*Tabelle 1*

**JÄHRLICHE BESUCHSQUOTE NACH  
SOZIODEMOGRAPHISCHEN KATEGORIEN\***

(mathematische Besuchswahrscheinlichkeit während eines Jahres in Prozent)

	ohne Abschluß	Hauptschul- abschluß	Mittlere Reife	Hochschulreife	Hochschulabschluß und darüber	gesamt
Landwirte	0,2	0,4	20,4			0,5
Arbeiter	0,3	1,3	21,3			1
Handwerker und Kaufleute	1,9	2,8	30,7	59,4		4,9
einfache und mittlere Angestellte		2,8	19,9	73,6		9,8
leitende Angestellte		2,0	12,3	64,4	77,6	43,3
höhere Lehrkräfte kunstnahe Berufe			(68,1)	153,7	(163,8)	151,5
gesamt	1	2,3	24	70,1	80,1	6,2
männlich	1	2,3	24,4	64,5	65,1	6,1
weiblich	1,1	2,3	23,2	87,9	122,8	6,3
15 bis 24 Jahre	7,5	5,8	60	286	258	21,3
25 bis 44 Jahre	1	1,1	14,7	40,6	70,5	5,7
45 bis 64 Jahre	0,7	1,5	15,3	42,5	69,6	3,8
65 Jahre und älter	0,4	1,6	5,3	24,6	33,2	1,6

\* Für die anderen Länder vgl. Anhang 5.

Sicher ist das Besuchsverhalten der Lehrer an höheren Schulen und der kunstnahen Berufe bei gleichem Bildungsniveau deutlich ausgeprägter als das der anderen sozioprofessionellen Gruppen; sicher kommen Frauen aus der Oberschicht häufiger ins Museum als die Männer.<sup>2</sup> Sicher muß man angesichts der schwachen Repräsentation der Landwirte (die wegen der geringen zahlenmäßigen Besetzung dieser Besuchergruppe an der Grenze statistischer Signifikanzwerte liegt) auch an die räumlichen Distanzen und den nachteiligen Einfluß des kulturellen Umfelds auf dem Land erinnern. Doch die Tatsache, daß leitende Angestellte, die ein für ihre Gruppe untypisch niedriges Bildungsniveau (Hauptschulabschluß oder Mittlere Reife) haben, auch eine niedrigere Besuchsquote als andere soziale Gruppen aufweisen, läßt hier darauf schließen, daß die schulische Vorbildung einen spezifischen und entscheidenden Einfluß besitzt, der nicht einfach durch die Zugehörigkeit zu einer der höheren sozialen Klassen oder den diffusen Einfluß bestimmter Bezugsgruppen ausgeglichen werden kann. Wenn zum Beispiel Handwerker und Kaufleute auf allen Bildungsstufen eine höhere Besuchsquote als andere Gruppen aufweisen, dann deshalb, weil sie zum überwiegenden Teil einer völlig atypischen Unterkategorie angehören, sowohl im Hinblick auf das über dem Durchschnitt ihrer Gruppe liegenden Bildungsniveau<sup>3</sup> als auch bestimmte Ansichten (insbesondere bei der Frage nach Richtungspfeilen und der bevorzugten Art

- 
- 2 Die Zahl der männlichen Besucher, die den Fragebogen beantwortet haben, ist etwas höher als bei den weiblichen Besuchern, zweifellos weil aufgrund der männlich ausgerichteten Familientraditionen der Ehegatte, vor allem in den unteren Klassen, von vornherein als derjenige gilt, dem es zukommt, ein Urteil im Bereich der Ästhetik zu fällen, und weil es die Frauen häufig ablehnten, den Fragebogen zu beantworten, wenn ihr Mann das bereits tat (»Er weiß mehr als ich«). Die dänische Ausstellung in Lille bildete hier eine Ausnahme: Während die Frauen gerne ihrem Mann das Monopol für »intellektuelle« Urteile überließen, ist es verständlich, daß sie, als rechtmäßig zuständig für alltägliche Geschmacksurteile, ihre Ansichten zu Werken bereitwilliger äußerten, wenn sie dem Umkreis vertrauter Gegenstände und der häuslichen Innenausstattung angehörten, wie Möbel und Geschirr.
  - 3 Davon gaben 41 % an, sie hätten Lateinunterricht gehabt, gegenüber nur 20,5 % der mittleren Angestellten und 22 % der Grund- und Hauptschullehrer.

des Museumsbesuchs), die eher denen der höheren Klassen als anderer Mittelklassen ähneln [vgl. Anh. 2, Tab. 2]: Und tatsächlich üben 15 % von ihnen einen Beruf in der Modebranche aus, 8 % sind entweder Buchhändler oder Drucker und 36 % (fast alle in Paris) im Kunstgewerbe tätig (Antiquitätenhändler und Raumausstatter, Keramiker, Töpfer, Goldschmiede und Graphiker).

Selbst wenn die große Mehrheit der Besucher die Eintrittspreise als sehr günstig einschätzt [vgl. Anh. 3, Tab. 3], kann man sich fragen, ob nicht das Familieneinkommen trotz allem einen spezifischen Einfluß auf die Besuchshäufigkeit ausübt, nachdem die Kosten eines Besuchs auch andere, mindestens ebenso bedeutende Ausgaben einschließen, wie etwa Fahrtkosten oder eben solche Ausgaben, die jeder Familienausflug mit sich bringt, und ob ein begrenztes Budget, selbst bei freiem Eintritt, nicht doch gewisse Auswirkungen hat. Nun stimmt zwar die Einkommensverteilung nach der sozioprofessionellen Gruppe der Besucher mit der Einkommensverteilung dieser Gruppen überein [vgl. Anh. 3, Tab. 4 und 5], wie sie in den Statistiken des INSEE erscheint, aber weil die Besuchshäufigkeit nicht gleichzeitig in Abhängigkeit von Einkommen und Bildungsniveau berechnet werden kann (bis jetzt liegen für Frankreich noch keine Zahlen zur Einkommensverteilung nach Bildungsabschluß vor), war es auch nicht möglich, hier Schlußfolgerungen zu ziehen. Jedenfalls wäre nichts naiver als die Erwartung, daß mit niedrigeren Eintrittspreisen die Besuchshäufigkeit bei den unteren Klassen steigen würde. Wenn der Anteil derer, die – trotz Eintritt – am Sonntag mit der Familie, meist um die Kinder zu begleiten, ins Museum gehen, kontinuierlich in dem Maße abnimmt, in dem man sich in der sozialen Hierarchie nach oben bewegt, bedeutet dies vor allem, daß die Freizeitbetätigungen der unteren Klassen sehr stark kollektiven Rhythmen unterworfen sind [vgl. Anh. 2, Tab. 16].

Was den spezifischen Einfluß des Wohnorts anbelangt, so konnte dieser (außer für die ländlichen Gebiete) nicht isoliert betrachtet werden, weil sehr enge Beziehungen zwischen dieser Variable und der sozioprofessionellen Gruppe wie auch dem Bildungsniveau bestehen. Alles schien darauf hinzuweisen, daß die mit dem Wohnort zusammenhängenden kulturellen Ungleichheiten mit Ungleichheiten des Bildungsniveaus und der sozialen Stellung in Verbindung stehen. Wenn abgesehen von den kleinen Museen, denen der *guide vert* nur einen Stern gewährt, die Museen nahezu ausschließlich Besucher aus

Universitätsstädten empfangen, dann weil die Chancen, in einer großen Stadt zu wohnen, in dem Maße ansteigen, in dem man sich in der sozialen Hierarchie nach oben bewegt, und die Kleinstädte nur wenige kulturelle Veranstaltungen und Anregungen bieten.

Die Tatsache, daß die jüngsten Altersgruppen in den Museen am stärksten vertreten sind – die Besuchsquote bleibt nach einem frühen Einbruch um die 25 Jahre herum bis 65 Jahre stabil – erklärt sich ganz offensichtlich durch den Einfluß der Schule. Von allen Faktoren ist aber letztlich das Bildungsniveau der entscheidendste. Bei einer Person mit Hauptschulabschluß sind die Chancen 2,3 zu hundert, im Laufe eines Jahres ein Museum zu besuchen, was darauf hinausläuft, daß man 46 Jahre warten müßte, damit sich die mathematische Wahrscheinlichkeit erfüllt, sie ein Museum betreten zu sehen:<sup>4</sup> Abgesehen von Besuchen, die durch den unmittelbaren Einfluß der Schule veranlaßt sind, geht die Mehrheit der Angehörigen dieser Gruppe nie ins Museum. Auf dem Niveau der Mittleren Reife muß man um die fünf Jahre warten, und wenn das Schulalter überschritten wurde, ereignen sich diese Besuche nur noch alle sechs oder sieben Jahre. Abiturienten besuchen während der Schulzeit dreimal im Jahr ein Museum, und einmal in den beiden Jahren danach. Bei den Hochschulabsolventen ist die Besuchshäufigkeit identisch mit der Quote, die bei den anderen Gruppen während der Ausbildungszeit erreicht wird – was nachvollziehbar ist, weil hier der Einfluß der Schule vergleichbar ausfällt – und der Rhythmus stabilisiert sich dann in der nachuniversitären Zeit bei etwa zwei Besuchen alle drei Jahre.

Wenn der Bildungsabschluß nur einen sehr groben Indikator für das Bildungsniveau abgibt, kann man vermuten, daß sich die Besucher mit gleicher schulischer Bildung noch nach anderen, sekundären Merkmalen unterscheiden. Und tatsächlich sind bei gleichem Ausbildungsniveau im Museumspublikum jene, die eine klassische Schulbildung erhalten haben, immer stärker vertreten als Besucher ohne Lateinunterricht, und weisen auch immer eine (laut eigener Angabe) höhere Besuchshäufigkeit auf. Wenn man nicht, wie es häufig geschieht, dem altsprachlichen Unterricht eine geheimnis-

---

4 In der Tat bedeutet etwa eine jährliche Besuchsquote von 10 % für eine statistische Gruppe, daß es durchschnittlich zehn Jahre dauert, bis ein Angehöriger dieser Gruppe ein Museum betritt.



volle Wirkkraft zuschreiben will, hat man darin offensichtlich keinen entscheidenden Faktor, sondern ein Indiz für die Zugehörigkeit zu einem gebildeten Milieu zu sehen: Man weiß, daß, bei Gleichheit aller anderen Merkmale, die Ausrichtung auf den klassischen Unterricht stets um so häufiger auftritt, je weiter man sich in der sozialen Hierarchie nach oben bewegt. Allerdings ist die Art der Sekundarbildung sicher weder das einzigste noch entscheidendste der sekundären Merkmale, die erklären, weshalb man bei Personen mit gleichem Ausbildungsniveau – etwa mit Abitur, was notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für einen stetigen Museumsbesuch ist – immer noch verschiedene Grade der Kulturfrömmigkeit unterscheiden kann: Man weiß etwa, daß sich starke Unterschiede der kulturellen Praktiken und künstlerischer Vorlieben bei Menschen gleicher Schulbildung oder sozialer Stellung entsprechend dem Bildungsniveau ihrer Herkunftsfamilie (gemessen an Ausbildung und Beruf ihrer Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits) feststellen lassen. Weil der Akkulturationsprozeß, vor allem im Bereich der künstlerischen Kultur, sehr langsam vor sich geht, trennen weiterhin feine Unterschiede, die mit der Dauer des familiären Zugangs zur Kultur zusammenhängen, Menschen voneinander, die im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Situation und ihr Ausbildungsniveau dem Anschein nach gleich sind. Auch der Kulturadel hat seine Ahnen.

Um zu zeigen, daß, wie die Quote der Praktizierenden, auch die Intensität der kulturellen Praxis (gemessen an ihrer Häufigkeit) mit steigendem Ausbildungsniveau zunimmt, muß man nachweisen, ob die Museumsgänger um so häufiger praktizieren, desto bedeutender ihr Anteil innerhalb ihrer Gruppe ist, oder auch, ob die unterschiedlichen, nach den Ausbildungsniveaus eingeteilten Gruppen im Hinblick auf die Besuchshäufigkeit homogen sind. Einen Hinweis darauf liefert die Tatsache, daß die im Museumspublikum am stärksten repräsentierten sozialen Klassen auch diejenigen sind, die bei den Angaben zur früheren Besuchshäufigkeit die höchsten Werte erzielen, und dies selbst in einem Land wie Polen, in dem das Publikum jünger und auf dem Gebiet der Malerei weniger sachkundig ist als etwa das französische oder holländische.<sup>5</sup> Außerdem erlaubt ein

---

5 Um den Erfolg der Hauptuntersuchung nicht durch zu direkte Fragen über die Anzahl früherer Museumsbesuche zu gefährden, hat man sich

Vergleich der theoretischen Quote des ersten Museumsbesuchs (ausgehend von der Hypothese, daß jede Gruppe im Hinblick auf die Besuchshäufigkeit homogen ist) mit der Quote des tatsächlich konstatierten ersten Besuchs den Nachweis, daß die Quote des Erstbesuchs in einer gegebenen Gruppe um so höher ausfällt, je niedriger die Besuchshäufigkeit in dieser Gruppe ist und umgekehrt.

Wenn man annimmt, daß die Population homogen ist, und man die Quote der durchschnittlichen jährlichen Besuchshäufigkeit mit  $p$  bezeichnet, dann ist die Zahl der Personen, die im Alter zwischen  $t$  und  $t + dt$  das erste Mal ein Museum besucht, durch den Ausdruck  $(1 - p)^{t-1} p dt$  gegeben, und die ganze Verhältnisgleichung der »ersten Besuche« schreibt sich in erster Näherung:

$$P_1 = \frac{1}{pT} \int_0^T (1 - p)^{t-1} p dt$$

wobei  $T$  die Größenordnung der Lebensperiode beschreibt, in der die Besuche durchgeführt werden konnten (also 50 oder 60 Jahre). Das ergibt:

$$P_1 = \frac{-1}{Tq \log q} (1 - q^T)$$

Mit  $q = 1 - p$ . Für ein sehr kleines  $p$  ergibt sich:

$$P_1 = 1 - \frac{T_p}{2}$$

(wobei  $P_1$  gegen Eins geht, wenn  $p$  gegen Null geht).

---

entschieden, auf der einen Seite die Besucher nach früheren Besuchen in dem Museum zu befragen, in dem sie sich gerade befanden, und sie auf der anderen Seite zu bitten, die Namen der drei letzten Museen anzugeben, die sie besucht hatten (vgl. Fragebogen I und II, Fragen I und X). Außerdem stellte die Kontrollerhebung in drei verschiedenen Versionen die direkte Frage zur Zahl der früheren Besuche in *einem*, gleich welchem Museum. Allerdings haben die Unschärfe der Erinnerungen, insbesondere wenn das Besuchsverhalten weitgehend von sozialen Rhythmen entkoppelt ist, und die Tendenz, die tatsächliche Besuchspraxis zu überschätzen, eine Tendenz, die sich bei fast jeder Untersuchung kultureller Praktiken beobachten läßt, zu einer Minderung der Informationsqualität geführt. Die angegebene Zahl der zuvor besuchten Museen zeigt sich in der Analyse als besserer Indikator für die Besuchshäufigkeit (vgl. Anh. 2, Tab. 7 und 8).

Wenn dagegen  $p$  groß ist, geht  $P_1$  gegen Null. Halten wir fest, daß es genügt, wenn  $p$  bei 20 % liegt, damit  $P_1$  nahe 1 ist. Es ist ersichtlich, daß wenn die Besuchsquote sehr gering ist, der Anteil der Erstbesuche sehr hoch sein muß, und wenn umgekehrt die Besuchsquote beträchtlich ist, der Großteil der Besucher Stammkunden sind. Zusammengefaßt ist  $P_1$  eine rückläufige Funktion von  $p$ .

Wenn bekannt ist, daß auf Hauptschulniveau  $p = 2,3\%$  mit  $T = 60$  beträgt, hat man folglich  $P_1 = 55\%$ , die gleiche Zahl wie in der experimentellen Anordnung, was auf die Homogenität der Besucher dieses Niveaus schließen läßt, und darauf, daß dieselben Ergebnisse erzielt werden können, wenn die Verteilung der Besuche in einem Museum nach dem Poissonschen Gesetz den Parameter  $\lambda = Tp$  beschreibt, wobei  $T$  und  $p$  dieselbe Bedeutung wie oben haben.

Stellen wir zur Bestätigung die Hypothese der Heterogenität auf und nehmen wir an, daß  $p$  die Form  $\alpha p_1$  hat, wobei  $p_1$  die Häufigkeitsquote einer Unterpopulation von relativer (und relativ schwacher) Bedeutung ist, während der komplementären Unterpopulation (der Gewichtung  $1 - \alpha$ ) eine Quote  $p_2$  mit Null Häufigkeit zugeordnet ist. Das ergibt also:

$$P_1 = \frac{1}{\alpha P_1} \frac{\alpha}{T} \int_0^T (1 - p_1)^{t-1} P_1^{dt} = \frac{-1}{q_1 T \log q_1} [1 - q_1^T]$$

Man findet also dieselbe Beziehung wie bei (I); nur bezieht sie sich dieses Mal auf die Besuchshäufigkeit  $p_1$  der Unterpopulation der »Frommen«.  $P_1$  erweist sich als nahe Null ebenso wie  $p$  nahe Null vermutet wird. Allgemeiner erhält man, wenn  $p_2$  nicht streng Null ist, folgendes:

$$P_1 \neq -\frac{p_2}{p} \frac{1}{p_2^T \log q_2} [1 - T_p]$$

was nahe Null ist, wenn  $p_2$  gegenüber  $p$  unbedeutend ausfällt, wie wir angenommen haben.<sup>6</sup> Die Divergenz zwischen dem theoretischen und dem empirischen Ergebnis ist also derart, daß die Hypothese der Heterogenität zurückgewiesen werden kann.

6 Es ist offensichtlich, daß eine solche Rechnung die Hypothese nicht ausschließen darf, daß mehrere Unterpopulationen existieren könnten,  $\alpha^1$ ,  $\alpha^2$ ,  $\alpha^3$ , usw., die zwar unterschiedlich, aber von vergleichbarer Größe sind, was wieder heißen würde, daß verschiedene sekundäre Faktoren (gemeinsam mit dem Hauptfaktor) unterschiedlich auf die verschiedenen Unterpopulationen wirken, also streng logisch betrachtet die beobachteten Phänomene zufallsbedingt sind.

Also kann man davon ausgehen, daß die nach dem Grad ihrer schulischen Vorbildung unterteilten Besucherkategorien homogen sind im Hinblick auf die Intensität ihrer Besuchspraxis, die, ebenso wie die charakteristische Besuchshäufigkeit, in der Art variiert, daß sie in dem Maße nachhaltiger wird, in dem das Ausbildungsniveau steigt.

Wenn der Museumsbesuch in seinen Schwankungen nahezu unabhängig ist von den Regelmäßigkeiten, die den sozialen Kalender festlegen, so folgt er doch, aufgrund des Tourismus, der eine Intensivierung der kulturellen Praxis begünstigt, dem jahreszeitlichen Gegensatz von Arbeitstagen und Ferienzeiten. Heißt das, wie man oft behauptet, daß der Tourismus als solcher einen entscheidenden Einfluß auf diese kulturelle Praxis ausübt? Sieht man als gegeben an, daß die experimentelle Quote der Erstbesuche nie, selbst nicht in den am meisten begünstigten Gruppen, die theoretische Quote der Erstbesuche übersteigt, wie sie unter der Annahme berechnet wurde, daß jede der in Betracht gezogenen Kategorien völlig homogen im Hinblick auf die Schwankungen der Besuchspraxis ist, dann berechtigt nichts zu dem Schluß, daß die Besuchshäufigkeit der Gesamtbevölkerung Frankreichs (und demzufolge des Museumspublikums) gegenwärtig deutlich im Wachsen begriffen wäre, obwohl doch bekannt ist, daß die Zahl der Franzosen, die Urlaub nehmen, stark ansteigt. Das genügte, um die spezifische Wirkung des Tourismus anzuzweifeln, wenn man nicht außerdem wüßte, daß der Teil der Besucher, die nur während der Ferien ins Museum gehen (ausgenommen Lehrer), durchweg sehr gering ist und der Anteil von Erstbesuchen (Indikator für die Besuchshäufigkeit) in jeder Gruppe mit zunehmender Besuchshäufigkeit abnimmt: Dies bedeutet, daß der Tourismus nur einen differenzierenden Effekt entsprechend der sozialen Gruppe ausübt, und, wenn er auch weniger gebildete Personen zu einem ersten Museumsbesuch anregen kann, für sich alleine keine dauerhaften »Bekehrungen« bewirkt [vgl. Anh. 2, Tab. 6].

Tatsächlich weiß man, daß der Tourismus nicht unabhängig von der schulischen Vorbildung ist, weil Entfernung, Dauer und Häufigkeit touristischer Reisen sehr eng mit Beruf und Einkommen, also der Ausbildung zusammenhängen: Nur 23 % der Familien, deren Mittel unter oder gleich 600 FF monatlich betragen, gehen in Urlaub gegenüber 93 % derjenigen mit Einkommen über 2000 FF. Gleichzeitig schwankt der Anteil der »Urlauber« sehr stark nach Be-

rufsgruppen: bei den Landwirten sind es 18,5 %, bei den Arbeitern 55 %, bei Handwerkern und Kaufleuten 60 %, aber 81 % bei den mittleren Angestellten, 93 % bei den leitenden Angestellten und freien Berufen.<sup>7</sup>

Darüber hinaus sind sowohl die Art des Tourismus wie der Stellenwert, den kulturelle Aktivitäten dabei einnehmen, nicht nur von Ort oder Dauer der Ferien abhängig. Als eine Gelegenheit unter anderen, Kultiviertheit zu aktualisieren, hängt der Kulturtourismus, also Reisen, die Museumsbesuche einschließen, viel stärker als der gewöhnliche Tourismus vom Ausbildungsniveau ab [vgl. Anh. 2, Tab. 11]. Der Teil von Personen, die im Rahmen touristischer Aktivitäten Museen besuchen, wächst in dem Maße, in dem man sich in der sozialen Hierarchie nach oben bewegt: Er macht in den unteren Klassen 45 % aus, gegenüber 61 % in den Mittelklassen und 63 % in den höheren Schichten [vgl. Anh. 2, Tab. 17].<sup>8</sup> Umgekehrt sind 56 % der Besucher aus benachteiligten Klassen im Museum ihrer eigenen Stadt gewesen, 52 % der Angehörigen der Mittelklassen, und 33 % aus den höheren Klassen [vgl. Anh. 2, Tab. 10]. Gleichzeitig gehen drei Viertel der Besucher, die in einer Gemeinde mit weniger als 30.000 Einwohnern leben, ins dortige Museum. Dies kann unter anderem bedeuten, daß Besucher, die aus Kleinstädten oder den benachbarten Dörfern kommen, sich im örtlichen Museum, in dem es oft nicht so feierlich zugeht wie in einem großen Touristenmuseum, weniger deplaziert fühlen, oder auch, daß die weniger gebildeten unter ihnen das Museum zufällig betreten haben und während ihrer gelegentlichen Besuche in der Stadt dort eine gewisse Zeit verbringen. Tatsächlich gibt es insgesamt nur wenige Besucher (8 %), die

---

7 »Premiers résultats de l'enquête sur les vacances des Français en 1964«, *Etudes et conjonctures*, Suppl. Nr. 4, 1965.

8 In allen Ländern ist die soziale Struktur der ausländischen Besucher gehobener als die der einheimischen Besucher. So zählte man im August unter den befragten Besuchern des Picasso-Museums in Barcelona (in dem das Angebot halbwegs gehoben ist) 1 % Besucher aus den unteren Klassen, 3,5 % Handwerker und Kaufleute, 18 % mittlere Angestellte, 7 % Schüler, 31 % Studenten, 23 % leitende Angestellte und 16,5 % höhere Lehrkräfte und kunstnahe Berufe. Es genügt, diese Verteilung mit jener der französischen Museen zu vergleichen, um bestätigt zu sehen, daß der Tourismus, für sich genommen, nicht auf die allgemein konstatierten Regelmäßigkeiten zwischen sozialer Klasse und kultureller Praxis einwirkt.

ausdrücklich sagen, sie seien nur zufällig ins Museum gekommen, sie aber rekrutieren sich vor allem aus den am meisten benachteiligten Klassen (36 % Landwirte und 27 % Arbeiter). Überdies nimmt, wie der Anteil zufälliger Besucher, auch der Anteil derjenigen, die ihre Kinder begleiten, kontinuierlich in dem Maße ab, in dem man sich in der sozialen Hierarchie nach oben bewegt oder die touristische Anziehungskraft des besuchten Museums steigt [vgl. Anh. 2, Tab. 17]. Aus all dem folgt, daß, selbst unter der Annahme zunehmend gleicher Reisemöglichkeiten, die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen weiterhin ungleich stark dem Kulturtourismus huldigen.

Diese vielen Hinweise zeigen, daß die *spezifische* Wirkung des Tourismus gegen Null geht. So ist der Anteil der Besucher, die zum ersten Mal während einer Reise ein Museum betreten (8 %), äußerst gering [vgl. Anh. 2, Tab. 5]. Sicher haben mehr als ein Viertel der Personen (28 %) zwischen 15 und 24 Jahren, die ein Museum besucht haben, dies im Rahmen touristischer Aktivitäten getan, doch sie bilden kaum ein Viertel des Museumspublikums. Sicher ist die Hälfte derer, die 24 Jahre überschritten haben, bei einer Reise in ein Museum geraten, doch dies sind nur 3 % aller Museumsbesucher. Kurz gesagt, die Chancen, das Museum während einer Reise für sich zu entdecken, wachsen zwar mit zunehmendem Alter, folglich aber in dem Maße, wie insgesamt die Chancen sinken, sich überhaupt jemals im Museum wiederzufinden. Der Tourismus kann also, selbst wenn es nur darum geht, eine erste Anregung zu geben, das Fehlen einer künstlerischen oder intellektuellen Vorbildung nicht ausgleichen.

Wenn der Tourismus über die Einkommen mit dem Ausbildungsniveau verknüpft ist, dann sind es dieselben Leute, die am häufigsten Gelegenheit haben, Museen zu besuchen und auch die stärkste Neigung haben, dies zu tun. Das ist eine jener Beziehungen, die dazu führen, daß sich im Bereich der Kultur Vorteile wie Nachteile kumulieren. So übt der Tourismus einen begrenzten Einfluß auf die Häufigkeit von Museumsbesuchen aus, begrenzt zunächst in seiner Dauer, da es sich um ein saisonales Phänomen handelt, vor allem aber in seiner Tragweite, weil er eher als ermöglichende Bedingung denn als notwendiger Grund erscheint: Er kann die kulturelle Praxis erleichtern, indem er das Feld der Besuchsgelegenheiten erweitert, aber für sich allein genügt er nicht, um eine Vertiefung die-

ser Praxis zu veranlassen. Mit anderen Worten: Wenn es nur allzu offensichtlich ist, daß der Kulturtourismus den Tourismus voraussetzt (als notwendige Bedingung), variiert er doch nichtsdestoweniger innerhalb definierter Grenzen, wie etwa dem Ausbildungsniveau, und nicht wie die touristischen Aktivitäten selbst.

Vielmehr reaktiviert der Tourismus, wie auch eine besondere Ausstellung, jene Verpflichtungsgefühle, die konstitutiv sind für das Gefühl der Zugehörigkeit zur gebildeten Welt: Während der gewöhnliche Besuch in einem jederzeit und für alle zugänglichen Museum den kollektiven Rhythmen und Kontrollen entzogen ist und den diffusen Zwängen (der Präsenz und Repräsentation) nichts schuldet, welche die Teilnahme an kollektiven Zeremonien auferlegt, ist es ein ganzes Programm verpflichtender Praktiken, das sich angelegentlich touristischer Reisen denjenigen in Erinnerung bringt, die die stärksten kulturellen Ambitionen hegen, jenen also, die der gebildeten Welt angehören oder angehören wollen. Dieses Programm erhält seine bezwingende Kraft, wenigstens zum Teil, durch diffuse Normen, festgelegt und erinnert durch Bezugsgruppen, Freunde oder Arbeitskollegen, denen man von den Ferien erzählt, aber auch durch die Handbücher touristischer Lebensart, den *guide bleu* vor allem bei den höheren Klassen, den *guide vert* eher in den Mittelklassen, die vorschreiben, was man tun muß, um sich und den anderen sagen zu können, daß man Griechenland oder Italien »gemacht« hat. »Ich werde Lille nicht verlassen, ohne sein Museum besucht zu haben«, erklärt ein leitender Angestellter, »man sagte mir, daß es dort schöne Bilder habe.« Deshalb fällt die zunehmende Repräsentation sozial und kulturell bevorzugter Klassen (korrelierend mit der Zunahme der Gesamtzahl der Besucher), die man in bestimmten Museen während der Ferienzeit beobachtet, um so markanter aus, desto größer ihre touristische Anziehungskraft (definiert durch den Bekanntheitsgrad der Stadt, in der sie sich befinden, vor allem aber durch die Berühmtheit der Werke, die sie umfassen) und desto höher entsprechend das Niveau des Angebots ist [vgl. Anh. 2, Tab. 9].<sup>9</sup>

---

9 Zum Niveau der Information (oder des Angebots) und der Rezeption (oder der Nachfrage) vgl. unten, dritter Teil.

So empfängt etwa das Museum von Autun, ein (wegen seiner berühmten, besonders gut präsentierten Werke) großes Touristenmuseum, nahezu ausschließlich ein gebildetes touristisches Publikum (75 % der Besucher haben die Hochschulreife), anders als Städte gleicher Bedeutung wie Moulins (ein Stern) oder Agen (drei Sterne), wo das heimische Publikum 21 % beziehungsweise 14 % ausmacht. In allen Museen, die mit einem bis vier Sternen ausgezeichnet sind, erreicht der relative Anteil der Arbeiter 14 % des Publikums, während er bei den anderen Museen nur 4 % beträgt und in den beiden Pariser Museen (Jeu de Paume und Arts décoratifs), die ein besonders aristokratisches Publikum haben, gegen Null geht. Umgekehrt steigt der Anteil der leitenden Angestellten von 41,5 % in den Museen mit einem Stern bis zu 71,3 % im Jeu de Paume.

Weil die kulturellen Imperative sich nur jenen auferlegen können, die ihre Zugehörigkeit zur gebildeten Welt zu zeigen verstehen, indem sie Regeln gehorchen, die eben genau diese Zugehörigkeit festlegen, fällt die Vertiefung dieser kulturellen Praxis durch den Tourismus um so stärker aus, je näher man den gebildeten Klassen (definiert durch ein höheres Besuchsniveau) kommt, und touristische Reisen können Angehörigen der unteren Klassen, die meist nur zufällig ins Museum geraten, allenfalls einige weitere Besuchschancen ermöglichen. Während die Angehörigen der gebildeten Klassen sich an kulturelle Unerlässlichkeiten erinnert fühlen, die ihnen im Namen der Pflichten ihres gesellschaftlichen Seins auferlegt werden, würden Angehörige der unteren Klassen, verstießen sie mit ihrem Verhalten gegen die ästhetischen und kulturellen Normen ihrer Umgebung (etwa ihre Wohnung mit Reproduktionen von Gemälden statt mit kitschigen Farbdrucken zu schmücken oder klassische Musik anstelle von Schlagern zu hören) schnell von Ihresgleichen zur Ordnung gerufen werden, die ihr Bemühen, »sich zu bilden«, sofort als einen Versuch wahrnehme, zu »verbürgerlichen«. Und tatsächlich ist der gute kulturelle Wille der Mittelklassen ebenso Effekt gesellschaftlichen Aufstiegs wie grundlegende Dimension des Trachtens nach den Rechten (und Pflichten) der Bourgeoisie. Da diese Bestrebungen immer an objektiven Chancen gemessen werden, kann der Aufstieg in gebildete Kreise wie auch der Ehrgeiz, dorthin zu gelangen, nicht das Ergebnis einer wundersamen kulturellen Konversion sein, sondern setzt, im gegenwärtigen Zustand, immer eine Veränderung der ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen voraus.



Und so beschränken sich die beobachteten Beziehungen zwischen der Häufigkeit von Museumsbesuchen und solchen Variablen wie sozioprofessionelle Gruppe, Alter oder Wohnort nahezu völlig auf die Beziehung zwischen Ausbildungsniveau und Besuchshäufigkeit. Ein weiterer Beweis dafür ist die Tatsache, daß die gesondert bei zwei Unterpopulationen durchgeführte Faktorenanalyse (die den Einfluß des Ausbildungsniveaus ausschalten sollte), nämlich bei Besuchern ohne Abitur und solchen, die zumindest über die Hochschulreife verfügen, keine signifikanten Korrelationen zwischen den verschiedenen Variablen (sozialen und kulturellen Merkmalen oder Einstellungen und Meinungen) aufweist, während bei der Gesamtpopulation jede dieser Variablen markant mit dem Ausbildungsniveau korreliert.<sup>10</sup>

Die Population der Besucher ohne Abitur ist etwas weniger homogen. Es gibt hier schwache Korrelationen an der Grenze zur Signifikanz, die aber etwas stärker ausfallen als in der anderen Gruppe. Dies erklärt sich durch die Tatsache, daß unterhalb des Bildungsniveaus, das den durchschnittlichen Besucher kennzeichnet, die »Rendite« der Ausbildung stark ansteigt, und zwar in der Weise, daß geringe Unterschiede des Bildungsniveaus deutliche Verhaltensunterschiede mit sich bringen, während für die Population, deren Ausbildung mindestens die Hochschulreife einschließt, das Gegenteil zutrifft [vgl. Anh. 2, Tab. 22 und 23]. Daraus folgt, wie man sehen wird, daß ein zusätzliches Ausbildungsjahr dem Museum mehr Besucher mit höherer Bildung zuführen kann, wenn es die wenig gebildeten Klassen erreicht, als bei Personen, die über die Hochschulreife oder weitergehende Abschlüsse verfügen.

---

10 Alles scheint darauf hinzuweisen, daß die Gesetze des Museumsbesuchs auch für andere kulturelle Praktiken gelten, auch wenn sich der Einfluß sekundärer Faktoren (etwa Wohnsitz oder Einkommen) auf diese grundlegende Beziehung zwischen dem Ausbildungsniveau und jeder dieser beobachteten Praktiken auswirken kann. So zeigt eine 1966/67 vom IFOP durchgeführte Untersuchung (*La clientèle du livre*, Syndicat national des éditeurs, 1967), daß der Kauf und die Lektüre von Büchern stark vom Ausbildungsniveau abhängen und mit dem Alter stark abnehmen. Zum anderen weiß man durch die vorliegende Untersuchung, daß der Theater- und Konzertbesuch sehr eng mit dem Besuch von Museen zusammenhängt (vgl. unten, S. 94f).

Das Vorhandensein einer derart starken Beziehung zwischen Ausbildungsniveau und kultureller Praxis darf nicht verschleiern, daß sich angesichts der stillschweigenden Voraussetzungen, die sie bestimmen, die Wirkung des traditionellen Schulwesens nur entfalten kann, solange sie sich auf Personen richtet, die durch die familiäre Erziehung mit der Welt der Kunst bereits in gewissem Maße vertraut sind: Dies heißt, daß der schulische Einfluß, der die Kinder verschiedener sozialer Klassen (abgesehen von der Dauer) in sehr ungleicher Weise erreicht, und dessen Erfolg bei denen, die er erreicht, sehr ungleich ausfällt, dazu neigt, zumindest in Ländern wie Frankreich oder Holland,<sup>11</sup> durch seine Sanktionen die anfänglichen Ungleichheiten gegenüber der Kultur zu verstärken und abzusegen. Und so ist – wie man an der Tatsache sieht, daß der Anteil der durch ihre Familie bereits früh Initiierten sehr stark mit dem Ausbildungsniveau wächst – eben das, was man durch das Ausbildungsniveau erfaßt, nichts anderes als eine Kumulation der Auswirkungen einer Bildung, die man im Schoße der Familie empfängt, und der schulischen Lernerfolge, die eben diese Bildung zur Voraussetzung haben.

Die verschiedenen Arten von Beziehungen zwischen den oben beschriebenen Variablen können nun in der Form eines logischen Schemas zusammengefaßt werden.

---

11 Polen zeigt hier einige Ausnahmen hinsichtlich der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, welche die Häufigkeit des Museumsbesuchs mit einer frühen Vertrautheit in Zusammenhang bringen, die allerdings um so häufiger durch die Familie vermittelt wird, je weiter man sich in der sozialen Hierarchie nach oben bewegt: Der Anteil der Besucher, die der Schule ihren ersten Museumsbesuch verdanken, ist nahezu gleich wie der Anteil derjenigen, die ihn ihrer Familie schulden (vgl. Anh. 5, Tab. 5.)